

# Der Ring der Julia : aus dem unveröffentlichten Zyklus "Am Kamin"

Autor(en): **Steinmann, August**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen**

Band (Jahr): - **(1954)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-947855>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## DER RING DER JULIA

(Aus dem unveröffentlichten Zyklus «Am Kamin»)

*Von August Steinmann*

Der Hausherr der Casa Sera war mit einem Armvoll Holz aus dem Gartenschopf in die von der frühen Abenddämmerung umspinnene Stube zurückgekehrt. Behutsam und mit einer Sorgfalt, die Freude an der Vorbereitung zum Kaminfeuer verriet, baute er die Scheiter kunstgerecht aufeinander, legte dürres Ginsterreisig unter, das er mit einer gewissen Andacht anzündete. Leckende Flämmchen griffen gierig nach den Klötzen; es wuchs das knisternde Feuer zu Flammen, und der herbe Duft, der dem Kastanienholz eigen ist, ging über in den eindunkelnden Raum. Wachsende Schatten tanzten über die Wände und auferweckten die Porträts zum Leben, um die Gestalten im nächsten Augenblicke wieder auszulöschen. Vor den Fenstern wuchs die Nacht aus der Tiefe der Deltaebene; sie hatte den fahlen Glanz des Sees in sich aufgenommen. Der letzte Schimmer an den winterlich frostigen Hängen des Pizzo di Vorgono war erloschen. Die ersten Lichter am Ufer von Gera blitzten auf, wie vom Himmel gefallene Sterne.

Daniel Bingesser – dies ist der Name des vor dem Kamin kauernenden, mit Feuerzange und Schüreisen hantierenden Herrn – erwartete wieder die kleine Gesellschaft, die regelmäßig jeden Donnerstag in der Casa Sera zusammenzukommen pflegte. Es war eine trefflich ausgesuchte Runde, lebensfroh und gewandt in der Wahl unterhaltsamer Geschichten, deren Inhalt eigene Erlebnisse nicht alltäglicher Art sein mußten.

«Was wir uns zu erzählen, vielleicht dann und wann zu beichten haben, soll uns das Alltägliche vergessen lassen»,

hatte Herr Daniel, der Senior des Sera-Zirkels, damals, als man zum erstenmale sich am Kamin seines Hauses eingefunden hatte, gewünscht, «und so werden wir gemeinsam teilnehmen dürfen an den Erfahrungen des einzelnen, an Begegnungen und Begebenheiten, die wert sind, nicht vergessen zu werden. Meine lieben Gäste, Sie stehen in den schönsten Jahren des Lebens, und es äufnet dieses des Erinnerungswürdigen in reichem Maße.» So freuten sich die Gäste immer wieder auf das Beisammensein in der Casa Sera.

Die Hausherrin, die mit stiller Hand die Vorbereitungen zum heutigen Abend traf, war leise in das Zimmer getreten. Sie steckte einen buschigen Strauß bunten Laubes in eine hohe florentinische Tonvase und ordnete sorgfältig die sperrigen Zweige. «Florenz!» sprach sie vor sich hin, «Daniel, jetzt glitzern aus den Juwelenläden beim Ponte Vecchio die Brillanten in die Nacht hinaus.»

«Florenz», wiederholte Herr Daniel und schob zugleich einen widerspenstig brennenden Holzblock zurecht; «es standen schöne Frauen vor den Auslagen. Weißt du noch: die Serenade auf der Piazza bei Gilli?» Eine blaue, schmale Flamme zuckte auf, lebte einen Augenblick nur, dann entfloh sie als feines Rächlein der Glut.

«Fiammetta, Fiammetta», sprach Herr Daniel, «wo mag wohl die junge Maestra von Homs sein? So viele Menschen sind im Kriege verweht worden.» Er wandte sich an seine Gattin, die vorsichtig kristallene Weingläser aus einer Vitrine nahm: «Immer, wenn ich sehe, wie kleine, blaue Falter ziellos, suchend herumirren, kommt mir das lebenswürdige Mädchen in den Sinn. Es ist erhebenden Erinnerens würdig. Werde nicht eifersüchtig, meine Liebe; ich weiß, du gönnst mir dieses Erinnern und denkst höchstens: ‚Was habe ich doch einen närrischen Mann!‘ Ja, man begegnet sich – oh, es war ein milder Tag – in einer verwunschenen

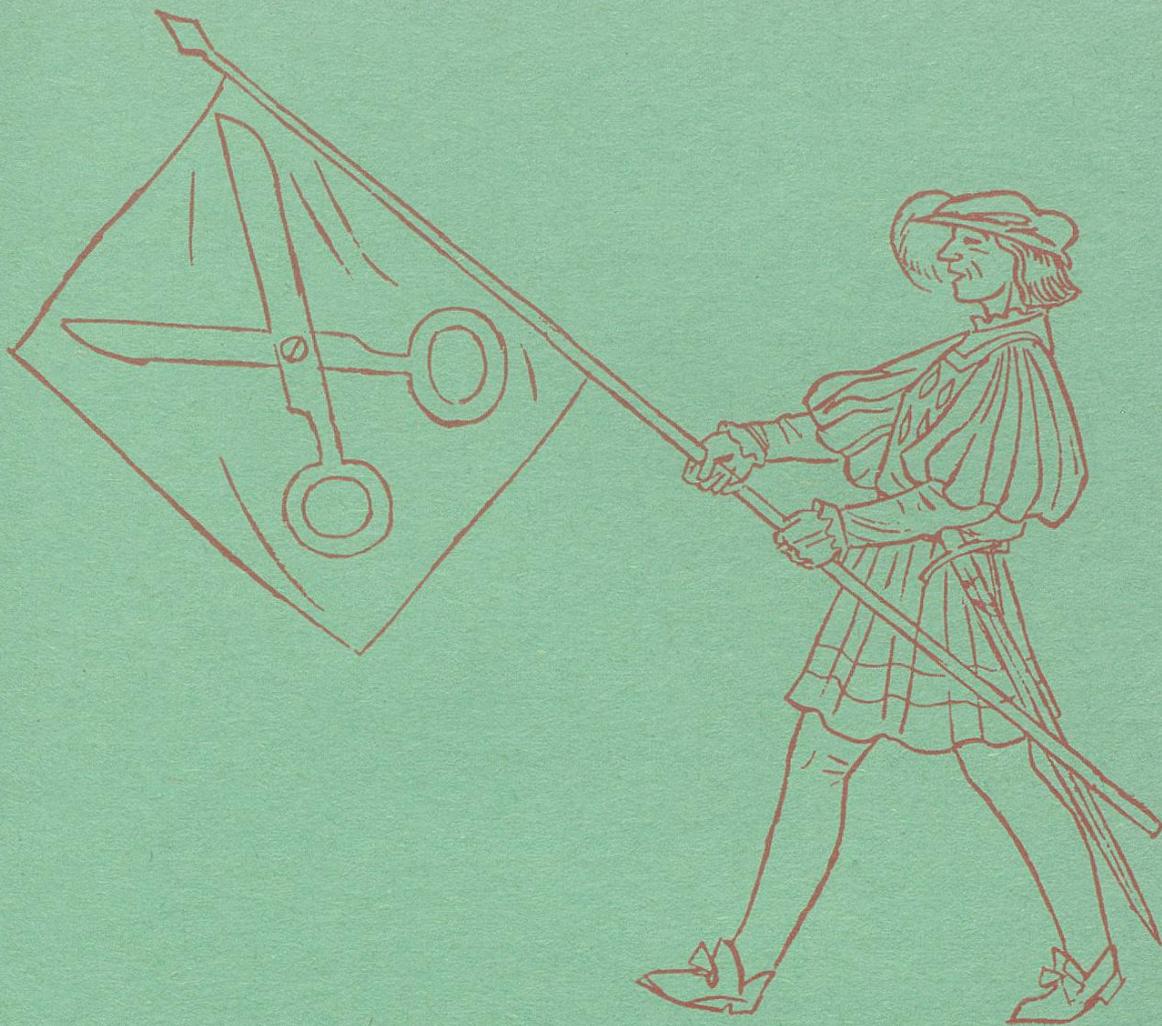
Stadt; man setzt sich auf eine gestürzte Tempelsäule, zeichnet aus dem Unterbewußtsein sinnlose Figuren in den Sand, erhebt sich und schreitet schweigend zurück in den Schatten der Oase.»

Herr Daniel begann von neuem, die glühenden Klötze im Kamin zu ordnen; so versuchte er die Verlegenheit, in die er geraten war, zu verbergen. Er sah vor sich die junge Florentinerin, schaute hinein in die Ruinen von Leptis magna und las aus dem Flammenspiel die Ringgeschichte, die ihm das zierliche Wesen erzählt hatte; und er nahm sich vor, sie seinen Gästen anzuvertrauen. Die Hausherrin machte sich noch einmal um die florentinische Vase zu schaffen, und über den Laubbusch hinweg bat sie mit fraulicher Güte: «Aber zähme ein wenig dein Schwärmen, denn du hast schon ergraute Schläfen.»

«Also doch ein bißchen eifersüchtig?» fragte Herr Daniel. Und die Hausherrin antwortete mit freundlicher Gelassenheit: «Nein – nur vernünftig um deiner selbst willen.»

In der Stille der Erwartung rief Herr Daniel jenen Tag aus der Vergangenheit zurück, an dem er der jungen Florentinerin Camilla Savelli begegnet war. Er sah die liebevolle Gestalt vor sich, ein scheinbar zurückhaltendes Menschenkind, das aber im Gespräch plötzlich in fesselnden Eifer geraten konnte. Ja! Diese nächtliche Stunde sollte dem vornehm gearteten Wesen gelten.

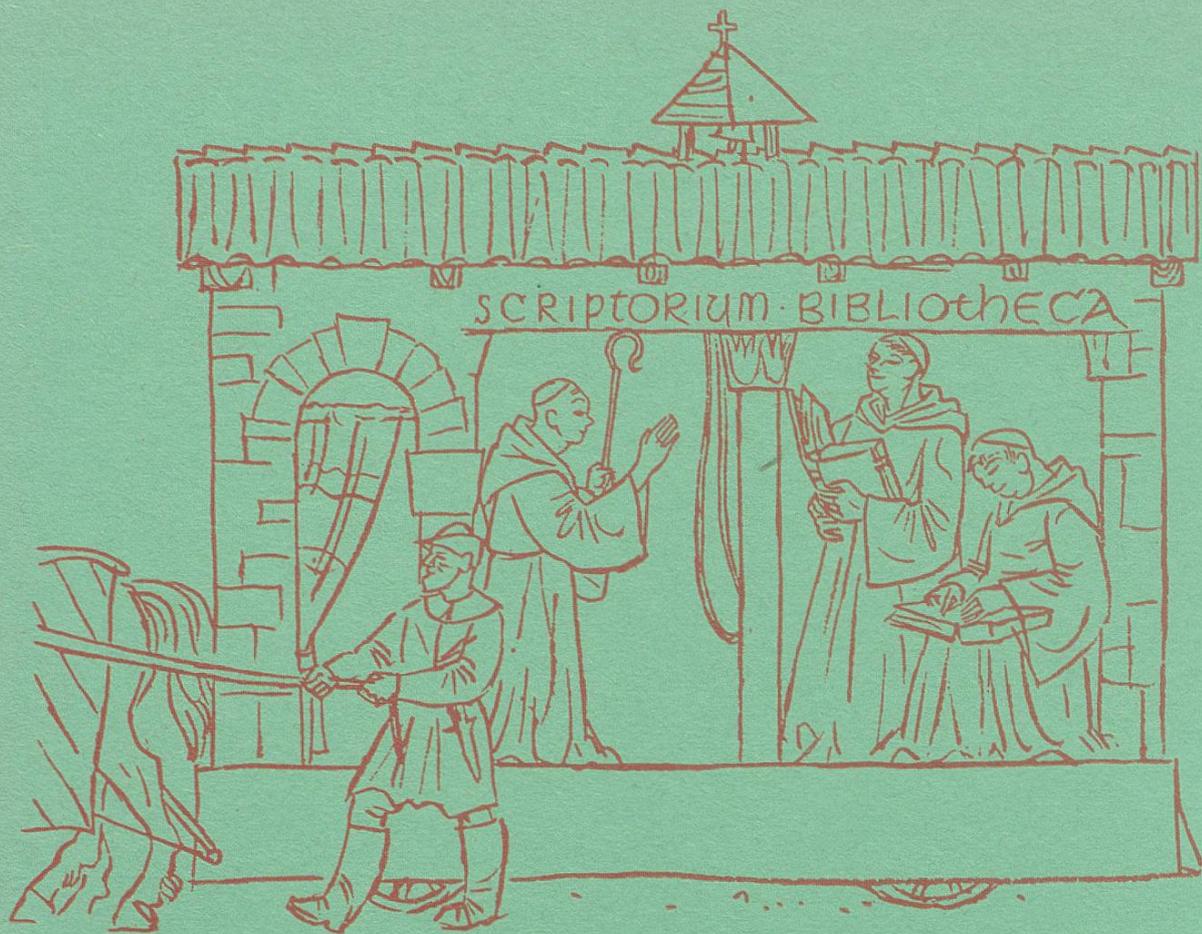
Helle Stimmen riefen Herrn Daniel in die Gegenwart zurück. Die Gäste waren gekommen, und der Gastgeber beeilte sich, eine der honigbraunen Kerzen, die auf dem Kamingesims standen, anzuzünden. Es war ein ungezwungen herzliches Begrüßen. Die Selbstverständlichkeit, mit der die Gäste die Sessel ans Feuer rückten und es sich behaglich machten, bewies das Vertrautsein mit dem Geiste in der Casa Sera. So saß die kleine Gesellschaft einträchtig um das von neuem genährte Feuer. Es fehlte nicht ein roter,



*Fähnrich der Schneiderzunft*

Unter dieser Fahne marschierten auch die Kürschner. Was ist das schönste Pelzwerk, wenn es einer nicht zu schneiden weiß! Gründliche Fachkenntnisse und das Wissen um die letzte Mode zeichnen unser Geschäft aus.

**VOCKA & CO.**  
*Pelzwaren Marktgasse 20*



*Benediktiner-Schule*

Wo wäre unser ehrbares Buchbindergewerbe, wenn nicht in längst vergangenen Zeiten fleißige St.Galler Mönche den Grundstein gelegt hätten. Es ist ein langer Weg bis zu der heutigen modernen Großbuchbinderei, die ihre Erzeugnisse dem Handel und der Industrie zukommen läßt.

HACHEN & CO.

*Buchbinderei für Verlag und Industrie*

*Teufener Straße 3*

herb duftender Wein, und die Schatten an den Wänden verrieten die Lebhaftigkeit im Wechselspiel aus Fragen und Antworten.

Es scheint, schon rein der Form wegen, geboten zu sein, die Gäste dem Leser vorzustellen: ein jüngeres, reiselustiges Ehepaar, ein Maler, stets bemüht, die am Samtkittel hängen gebliebenen Flöcklein puritanischer Baumwolle abzustreifen, und ein Pfarrerssohn, dessen offenherziges Lachen das aus traditioneller Enge befreite Weltkind Gottes verriet.

Herr Daniel lenkte das munter fließende Gespräch auf den Zweck des Abends hin.

«Ich bin, da die Reihe an mir ist, gerne bereit, Ihnen eine Geschichte zu erzählen, in die hinein eine alte Legende gewoben ist. Nicht die Legende als solche ist die Hauptsache, sondern der Gegenstand, von dem darin berichtet wird: ein Ring, dessen Herkunft rätselhaft ist. Doch wir wollen vorerst anstoßen auf das Wohl der jungen Dame, an deren Rechten ich das Schmuckstück gesehen habe.»

Der Gastgeber nannte den Namen: Camilla Savelli, eine junge Florentinerin aus altem Geschlecht. «Ich weiß nicht, wo sie jetzt weilt, und hoffe nur, sie sei heute glücklicher als damals, da ich sie kennenlernte.»

Hell klangen die Gläser; andächtig blickte Herr Daniel in das Kaminfeuer, er legte die Hände ineinander und begann:

«Es war vor dem großen Weltkrieg, als sich mir die günstige Gelegenheit bot, die Cyrenaika zu besuchen. Ich hatte sehr gute Empfehlungen und genoß unvergeßlich schöne Tage in der italienischen Kolonie Tripolis. Vom Gouverneur hatte ich auch die Erlaubnis, Ausgrabungen in Leptis magna beizuwohnen. Tief im Sande, den die Stürme aus der Wüste an die Küste treiben, liegt die alte römische Stadt begraben. Sie muß überaus prunkvoll gewesen sein, reich geworden durch Handel und die Gunst des Kaisers Sep-

timius Severus, dessen Heimat die Cyrenaika war. Am Rande des trostlos grauen Trümmerfeldes, aus dem schlanke Porphyssäulen und die Ruinen des Forums und einstiger Paläste und Thermen ragen, kämpfen die Palmen der Oase Homs gegen die Versandung. In liebenswürdiger Weise war ich vom Capo der Oase zur Tafel eingeladen worden. Er war ein hoher Kolonialoffizier, und mit Balbo verband ihn enge Freundschaft. Er begriff lächelnd, daß ich mich nicht mit dem politischen Gruße vorstellte. Am Mittagessen, an dem eine Anzahl Offiziere und zwei Archäologen teilnahmen, wurde mir der Sessel zur Linken der Dame des Hauses angewiesen. Die Contessa war eine Römerin, sehr gebildet, und der Schmuck, den sie trug, bewies wirkliche Vornehmheit. Mir zur Linken saß eine junge Dame; sie mochte kaum über die Zwanzig sein, hatte große, bernsteinfarbene Augen und blonde, seidenfeine Haare.

Die Contessa stellte sie mir vor: Signorina Camilla Savelli, unsere liebe und tüchtige Maestra. Sie betreut die kleinen Mädchen der Offiziers- und Beamtenfamilien in unserer Oase.

Nach der Tafel führte mich die Hausherrin in ein mit kostbaren Wandteppichen ausgestattetes Gemach, von dem aus ich durch eine breite, hohe Glaswand unmittelbar auf die Ruinen sehen konnte. Palmen, reich blühende Mandelbäume und Limonengebüsch voll goldgelber Früchte bildeten den Rahmen eines, so kam mir vor, schweigenden Naturbildes. Ein tiefblauer Streifen des Meeres lag in der Tiefe des Horizontes. Wir kamen auf die Arbeit der Archäologen zu sprechen. Die Contessa zeigte mir kleine Nippen aus Elfenbein, Alabaster und eisenhartem, schwarzem Holz. In einem Glaskästchen lagen Amulette, antike Schminkdosen, ein Metallspiegel, goldene und bronzene Armspangen und Ringe. Auf Seide gelegt schimmerten einzelne Edelsteine;

eine Menge römischer Münzen waren gleichsam schweigende Führer durch die Reihe der Cäsaren. Und alle die Stücke hatte man aus dem libyschen Sande gehoben.

Unterdessen war Signorina Camilla, die im Hause des Capo wohnte, zu uns in den Salon gekommen.

„Camilla“, wandte sich die Contessa an die Maestra, „willst du unserem Gaste nicht den Ring der Julia zeigen?“ Und dann, an mich sich wendend, flüsterte sie: „Mein Herr, Sie werden einen Ring sehen, dessen Herkunft und Wiedergeburt – wenn ich dieses Wort gebrauchen darf – seltsam geheimnisvoll sind.“ Camilla nickte mir zustimmend zu und verließ uns, um den Ring zu holen. Diese Gelegenheit benützte die Contessa, um mir anzuvertrauen, die junge Lehrerin leide unter den Nachstellungen eines Askari-Offiziers. Sie habe ihm zuerst, guten Glaubens, eine gewisse Zuneigung geschenkt, mit ihrem Geld ihn aus Spielschulden erlöst. Doch er könne nicht vom Würfeln und Trinken lassen, seinen Jähzorn nicht überwinden. „Mein Mann wird ihn nach Múrsúk abkommandieren; dort liegt der äußerste Posten im Süden der Kolonie.“

Camilla war wieder in den Salon zurückgekehrt. Sie öffnete behutsam eine kleine, silberne Kasette und entnahm dieser einen goldenen Ring. Die Fassung umgab eine Münze aus der Zeit des Kaisers Claudius. Das Bild zeigte in nicht sehr scharfer Prägung die Front eines kleinen Tempels; darüber stand „Vesta“.

„Signorina, ist dieser Ring hier in Leptis magna gefunden worden?“ fragte ich Camilla.

„Nein, mein Herr“, antwortete sie; „er ist ein altes Familienstück und mir von meiner Mutter anvertraut worden, als ich nach Tripolis verreiste. Ein Talisman, der immer, so will es die Tradition, in der weiblichen Linie des Geschlechts, dem meine Mutter angehörte – ach, sie ist seither gestorben! – bleiben soll. So rollt er seit über vierhundert

Jahren von Erbin zu Erbin, als der Ring der Julia. Hören Sie seine Geschichte, wie sie auf uns gekommen ist.'

Es war um das Osterfest des Jahres 1485. An der Via Appia hoben lombardische Schatzgräber, nahe beim Grabmal der Metella, einen marmorenen Sarkophag aus einer gemauerten Gruft. In diesem lag die Leiche eines jungen Mädchens. Die Tote, ausgestattet, in überreichem Maße, mit Schmuck, soll so gut erhalten gewesen sein, als wäre sie eben in den Sarg gelegt worden. So soll in einer Chronik aus jener Zeit zu lesen sein – die Arme waren nicht erstarrt, und man habe sie heben und wieder fallen lassen können, als wären sie noch voll Leben. Und der Storienschreiber Matarazzo – oder war es ein anderer? – berichtet, die Augen hätten noch den vollen Glanz gehabt, und es sei gewesen, als wäre der halbgeöffnete Mund, von jungfräulicher Zartheit, bereit zu atmen. Das Angesicht sei das eines kaum fünfzehn Jahre alten Mädchens gewesen – ja, es ist Matarazzo, der dies erzählt –, und goldene Zöpfe hätten die edel geformte Stirne gekrönt. Am Morgen haben Nonnen von S.Maria nuova den aufgesprengten Sarkophag gefunden; erschauernd knieten sie vor der Leiche nieder, so überirdisch erschien ihnen die Schönheit der Toten. Die Lombarden aber hatten sich auf und davon gemacht. Vom Schmucke nahmen sie mit, was in ihren tiefen Taschen Platz hatte. Der Sarkophag wurde in den Palast der vatikanischen Konservatoren gebracht, und aus allen Gegenden kamen die Gläubigen, das Wunder zu schauen. Frauen und Männer zogen in Prozessionen und mit brennenden Kerzen hinauf zum Kapitol und hinaus zur Via Appia, um betend in die leere Gruft zu schauen. So groß war der Zulauf, daß der Papst – es saß damals Innozenz VIII. auf dem Heiligen Stuhl – unter Androhung des Bannes verbot, zu der Toten zu wallfahren. Der Fluch in seiner Bulle gegen die Hexerei treffe alle, die dem Verbote nicht gehorchen

würden. Auf seinen Befehl hin wurde die Leiche nachts an einem geheimen Ort vor den Mauern Roms verscharrt. Es sei daraufhin ein großes Wehklagen gewesen; denn die Römer sollen geglaubt haben, mit der Toten sei die hohe weibliche Schönheit der römischen Antike warnend nochmals ans Licht gekommen. Die Konservatoren untersuchten den Sarkophag, und dabei soll der Name des Mädchens entdeckt worden sein: Julia, filia Claudii, Tochter des Claudius. Man behauptete, es handle sich um den Caesar Claudius; wieviel näher liegt es, anzunehmen, Julias Vater sei Appius Claudius, der Erbauer der Via Appia, gewesen. Ein Caesar hätte doch seinem Kinde ein Mausoleum bauen lassen. Der Baumeister aber begrub die Tochter an der Straße, die seinen Namen erhalten hatte.

Und nun, Signore, fragen Sie wohl, was der Ring mit dieser alten Storia zu tun habe?

Die Familienchronik der Cavalcanti, von denen her meine Mutter kam, löst den Knoten. In ihr wird der Ring erwähnt, und die Nachfahren werden im Namen der Madonna gebeten und verpflichtet, ihn zu verehren, als wäre er eine kostbare Reliquie. Durch Zufall wurde Fra Pietro Cavalcanti, vermutlich ein Verwandter des berühmten Messer Giovanni, Besitzer des Ringes. Pietro war Priester in Rom und bekannt als Betreuer von Pilgern. Da er das Lombardische verstand und sprach – er war etliche Jahre im Dienste der Sforza gewesen –, suchten ihn in Rom mit Vorliebe Wallfahrer aus dem Mailändischen auf, damit er ihnen die Beichte abnehme und in der großen Stadt beratend beistehe. Eines Tages – die Chronik nennt das Jahr 1506 – kam ein älterer Mann zu ihm und bekannte, einer der Schatzgräber gewesen zu sein, die den Sarkophag der Julia Claudia gefunden und die Leiche des Schmuckes beraubt hätten. Seine Kameraden hätten ihn bei der Teilung übervorteilt, und er habe sich mit einer Armspange und

einem Ring abfinden müssen. Die Spange habe er auf einem Kriegszuge gegen Venedig einem armen Weibe gegeben, damit es sich Brot, Wein und ein Gewand kaufen könne. Den Ring aber trage er immer bei sich; und sooft er in den Beutel greife und den Ring darinnen fühle, erscheine ihm die Tote. Sie schaue ihn traurig an, und manchmal wecke sie ihn nachts aus dem Schläfe, strecke die Rechte nach ihm aus und öffne die großen Augen. Er erhob wohl flehend die Hände, als er den Priester bat: ‚Erlöse mich von meinen Sünden. Ich ziehe wieder als Söldner in den Krieg. Wenn ich falle, wird der Ring verlorengehen, und neue Schuld häufte sich auf die alte.‘

Fra Pietro begehrte den Ring zu sehen; eben den Ring, den ich Ihnen, Signore, gezeigt habe. Er nahm dem Manne die Beichte ab, erhielt dafür den Ring und empfahl dem reuigen Sünder, der Kirche der Nonnen von S. Maria nuova eine geblümete Kerze zu schenken. ‚Kauft mir eine schöne Kerze und segnet sie‘, habe der Mann gebeten; ‚hier ist ein mailändisches Silberstück. Es ist echt und gilt; nie würde ich den Namen des Herzogs, il Moro, meines Kriegsherrn, mißbrauchen.‘ Fra Pietro schenkte dem Söldner eine Kerze, steckte den Taler ein, und den Ring dazu. Demütig habe der Söldner gedankt, und erleichtert mag er seines Weges gegangen sein. Der Priester indessen ging am anderen Tage zu den Nonnen von S. Maria nuova und fand auf einem Nebenaltar, auf dem Pilger ihre Gaben niederzulegen pflegten, die gestiftete Kerze.

In seinem Testamente vermachte dann Fra Pietro den Ring der Julia dem Familienschatz der Cavalcanti. Er bestimmte, das Stück dürfe jeweils nur von einer unverheirateten Tochter getragen werden; zu dieser Festsetzung verpflichtete das Wort ‚Vesta‘ über dem Münzbilde.

Fra Pietro starb im hohen Alter von über achtzig Jahren in seiner – und meiner – Vaterstadt Florenz, wohin

er als würdig befundener Kanonikus aus Rom zurückgekehrt war.

Nun, Signore, habe ich Ihnen die Geschichte des Ringes der Julia erzählt“, schloß Camilla, „er hat die Macht eines Amuletts und verleiht der jeweiligen Besitzerin die Kraft, tugendhaft seiner würdig zu sein.“

Die Maestra steckte den Ring an den Goldfinger und hielt ihn so gegen das Fenster, daß das matte Gold im Sonnenlichte schimmerte. Dann legte sie den Schmuck wieder in die Kasette, deckte ihn mit dem Seidentüchlein zu und schlug darüber das Zeichen des Kreuzes. „Zweitausend Jahre alt ist der Ring!“ flüsterte sie andächtig, „so alt wie die Säulen von Leptis magna.“

Sie verneigte sich mit einem bezwingend vornehmen Lächeln und trug das Schmuckkästlein in ihr Zimmer zurück. Die Contessa aber wandte sich an mich und sprach: „Unsere Maestra ist ein liebes Menschenkind. Mit der Güte eines Engels betreut sie die ihr anvertrauten Kinder. Der Ring der Julia ein Amulett? Möge er Camilla schützen vor dem Blicke leichtsinniger Werber.“

Herr Daniel Bingesser griff nach seinem Glase und schaute durch den dunkelroten Wein in die Kaminglut. Seine Zuhörer, sichtlich innerlich bewegt, dankten ihm, indem sie ihm zutranken. Das Klingen der Gläser galt der jungen Florentinerin, der armen Julia Claudia, dem reumütigen lombardischen Söldner und dem verzeihenden Fra Pietro Cavalcanti.

«Nachdem Sie diese Geschichte vernommen haben, meine lieben Gäste, werden Sie begreifen, daß ich immer wieder an die Maestra in Homs denken muß», sprach, als möchte er sich entschuldigen, Herr Daniel.

«Und als wir letztes Jahr in Florenz waren, sah mein Mann in jeder jungen Florentinerin eine, ja, seine Camilla.

So ist er und so wird er bleiben, ihm zur Freude, und mir als — — — der immer wieder sich Verliebende.» Dieses verzeihende Geständnis legte die Hausherrin ab.

«Gehört dieses Sichverlieben nicht auch zu den schönen Tagen des Lebens?» fragte der Jüngste im Kreise, der Pfarrerssohn.

«Es handelt sich hier um eine Art Talent», bemerkte der Maler, der Junggeselle; «ein Talent, wohl vom lieben Gott einem Menschen anvertraut.»

«Ein Talent, das man sparsam verwerten muß», hob die Hausherrin hervor; «wenn man älter wird, freut man sich an den Zinsen aus den Ersparnissen. Ist nicht jedes Talent zugleich auch Kapital?»